

Lebenspflicht

(Capri)

Auf diesem meerumgürteten Capri stehe ich nun wieder, wo ich einst so glückliche Tage mit euch, holde Schwestern, Kinder meiner Wahl, verbrachte*). Wie froh, wie unschuldig glücklich war die Zeit, die wir hier verlebten. Keine Erden Sorge störte uns den Genuß der göttlichen Welt. Ich lebte in eurer Jugend, in der Hoffnung eurer schön verheißungsvollen Zukunft. Die Schmerzen, Kämpfe und Leiden meiner Vergangenheit ruhten still in der Tiefe der Erinnerung, wie die ernstesten Felsendenkmale Capris in der blauen Flut. Wie heiter war es, wenn wir mit den Künstlerfreunden, die wir hier trafen, hinunterzogen an die kleine Marina, in das zyklonisch aufgehäuften Chaos der Felsen, zwischen denen das Meer in kristallener Klarheit spielt. Die Kinder machten ihre Badetoiletten hinter den Steinblöcken und sprangen dann lustig, wie kleine Meergötter, in das Wasser, um sich unter tausend Scherzen in der wogenden Rühle zu erquicken. Ernste und heitere Gespräche gaben der Zeit Flügel, während die Künstler die herrliche Natur auf die Leinwand zauberten. Endlich, beim hereinbrechenden Abend, kamm die ganze Gesellschaft, mit Einschluß der Anaben des Ortes, die Staffeleien und Malkasten trugen, unter Gesang und fröhlichem Geplauder den steilen Weg wieder empor, während der Mond über den Felsen heraufstieg und die tief zurückbleibende Wasserfläche mit silbernem Glanz überstrahlte. Nach dem Nachtmahl, das alle Gaben dieser

*) Es war im Jahre 1862, nachdem ich zwei Winter in Paris verbracht und dann die Erziehung von Herzogs jüngster Tochter wieder übernommen hatte, daß beschlossen wurde, ich solle mit den zwei Töchtern (auch die ältere, eben erwachsen, schloß sich an) nach Italien, vorläufig auf einen Winter nach Florenz, theils meiner Gesundheit, theils häuslicher Verhältnisse wegen, die für den Augenblick der Erziehung nicht günstig waren. Was aber für Monate gemeint war, wurde zu Jahren; wir gingen von Florenz nach Rom, von da im Sommer eben nach Capri, worauf sich das obige bezieht.

Ann. der Verfasserin.

freigebigen Natur verherrlichten: Feigen, Trauben, edler Wein, lagerte sich die Gesellschaft auf dem flachen Dache des Hauses. Das Heer der Sterne funkelte über unsern Häuptern, Sternschnuppen fielen wie goldner Regen um uns nieder, und eine geistvolle Künstlerin improvisierte phantasievolle Märchen, denen groß und klein mit Freude lauschte. O schöne Tage! Empfanden wir damals nicht alle tief den Sinn des Goetheschen Wortes: „Wie es auch sei das Leben, es ist gut!“

Nun liegen lange Jahre zwischen jener Zeit und heute! Gräber, völlig gelöste Bande, trübe und frohe Tage, doch der ersteren mehr. Ihr seid fern, holde Kinder, seid auf der Höhe der Jugend, mitten im Leben! Ich bin alt und allein. Im Augenblick freilich sind werthe Menschen bei mir. Aber auch sie werden mich wieder verlassen, sie sind jung, sie müssen fort in die Welt, wo man kämpft und handelt. Ich werde wieder allein sein und so geht es fort von Stunde zu Stunde, von denen „alle verwunden und die letzte tötet“. Aber gestern abend, als der eine der Freunde auf dem Piano phantasierte*) und die Musik die Stimmung vollendete, die die zauberische Natur hier erzeugt, während der andere schweigend neben mir saß, da empfand ich auf das lebhafteste die Unzerstörbarkeit unseres Wesens. Die alternde Hülle war mir nur wie ein Gewand, das man ablegt, ich fühlte mich jung, „ich hatte alles, was ich je genossen“. Ich empfand die Liebe schöner wie in der ersten Morgenfrühe des Lebens, gleich einem reinen Silberstrom von Herz zu Herzen fluten, ich hörte noch erhabnere Geisterstimmen durch die Töne zu mir reden als je früher; ich sah mich durch den langen, dunklen Traum des Daseins durchgedrungen zu der schönen Frei-

*) Es war Friedrich Nießsche. Den Winter, den ich mit ihm in Sorrent war, fuhren wir mit Dr. Née auf ein paar Tage nach der zauberischen Insel, damals immer noch nicht so sehr dem Verderbniß durch Fremdenverkehr verfallen. Nießsche spielte ja wunderschön, meist improvisierend, und den Abend, begeistert durch all das Schöne, was wir am Tag gesehen hatten, war er besonders ergriffen und entlockte dem Instrument wunderbare Weisen.

Anm. der Verfasserin.

heit, in der der Geist seine Ewigkeit genießt. Und dieser hohe Lebenspreis am Ende des Kampfes sollte nur der Schluß einer Zufallskomödie sein? Nur das Schauspiel der Entwicklung einer chemischen Kombination*), die nicht einmal den Namen Drama verdiente, weil das Tragische nicht mit einer großen Null endigen kann?

Ich las neulich in einem Buche: „Wenn es bewiesen werden könne, wie sich die außerordentliche intellektuelle Tätigkeit der Ameise entwickle, so könnten wir den Schluß machen, daß sich die intellektuelle Tätigkeit des Menschen, der doch nur ein höher befähigtes Tier sei, auf dieselbe Weise entfalte, nur zu einer höhern Potenz. Auf diese Weise würde die Erscheinung des intellektuellen Lebens in der Menschheit erklärt sein. Darüber hinaus gehe unser Verständnis nicht, könne es nie gehen; da höre demnach für uns alles Forschen auf, weil keine empirischen Beweise mehr dahin reichten und folglich das Gebiet der Metaphysik beginne.“ — Wenn wir aber nur Produkte einer chemischen Zufälligkeit sind, wenn der lange, heiße Kampf um Wahrheit, wenn die Liebe, wenn das Mitleid, wenn die Leiden, die wir dulden, nur Ergebnisse eines chemischen Zufalls sind, — wäre es dann nicht besser, nicht gerechtfertigter, sich den Folgen desselben zu entziehen, die nutzlose Ebbe und Flut der Existenz abzuschneiden und, sobald das Bewußtsein über diese Realität eintritt, sie mit frohem Mute zu vernichten? Ja, der Selbstmord wäre dann die einzige vernünftige Tat, die einzige Antwort der blinden Macht gegenüber, die uns als bloße chemische Kombination zu so ungeheuren Schicksalen verdammt. Diese Entstehung zu einer Entwicklung ohne Zweck, zu einer Leidenschaft ohne Grund verdiente nichts anderes als rasche Vernichtung. Die Materialisten antworten: ja, wir

*) Daß die Erinnerung an diesen schönen poesievollen Abend unmittelbar zu den folgenden Betrachtungen führte, kam daher, daß wir mit Dr. Rée, einem entschiedenen Positivisten, fortwährend Diskussionen über die philosophischen Probleme hatten, so daß das Wort: chemische Kombination zuletzt sogar ein Scherzwort zwischen uns wurde. Anm. der Verfasserin.

müssen das Dasein eben hinnehmen, so gut wie die Blüte an der Pflanze erblühen, die Frucht am Baume reifen, die Schnecke am Boden kriechen und das Insekt im Sonnenschein sein Dasein verflattern muß. Wohl! aber die Blüte hat nichts anderes als ihr Blütenbewußtsein und die Frucht nichts anderes als ihr Fruchtbewußtsein, und wenn das erfüllt ist, so ist es kein Schmerz für sie zu verschwinden. Schon die Schnecke, schon die Eintagsfliege haben beinahe zu viel Schmerzfähigkeit für die Bedingungen ihres Daseins. Aber sie kommen nicht bis zum Bedürfnis von Zielen, sie kennen den Schmerz nicht, umsonst gestrebt zu haben, sie haben nicht mit den tödlichen Umarmungen des Zweifels zu ringen, ihnen leuchtet nie ein träumerisches Ahnen von Seligkeit, das Feuer geistigen Entzückens wärmt sie nie und nie wachsen ihnen Flügel der Begeisterung. Wäre die chemische Kombination der Atome die einzige Ursache unseres Daseins, so hätten wir ja vor allen Dingen gar nicht mehr nötig, uns mit der Lösung hoher Probleme zu beschäftigen. Aller Spekulation, aller Metaphysik, aller Philosophie müßte, als reinem Unsinn, die Tür verschlossen werden. Wem es Freude machte, sich, wie am Schachspiel, an den chemischen Kombinationen, an den mannigfaltigen Ergebnissen des Experiments zu üben, der möchte es immerhin tun. Es wäre immer eine anständige Art, das absurde Leben hinzubringen: den Bau der Welt in seinem Mechanismus zu ergründen, die Ergebnisse chemischer und physischer Erkenntnis zum materiellen Nutzen für sich und andere anzuwenden; das Leben reinlicher, gesunder, angenehmer, nützlicher zu machen. Es wäre besser, als die Lebenszeit in tierischem Genuß hinzubringen, weil ein reinlicher, mäßiger Mensch angenehmer zu sehen ist als ein unmäßiger, unreinlicher Mensch. Aber wäre es sittlicher, wäre es idealer?

Der Begriff der Sittlichkeit, überhaupt des Guten und Bösen, ist ein erst historisch entwickelter, nicht a priori im Menschen vorhandener, sagen die Positivisten.

Angenommen es wäre so — jedenfalls ist er nun da, ist

verzweigt mit allen Sphären des Daseins, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen und, wie wir ihn auch taufen mögen, er beherrscht uns. Gewisse Handlungen sind uns widerwärtig, empören uns; wir würden uns für befleckt halten, sie zu begehen; andere befriedigen uns, geben uns eine erhöhte Empfindung unserer selbst, entzücken uns, wenn wir sie begehen sehen, ob wir den Täter dabei für unverantwortlich halten oder nicht; ob wir glauben, daß er nur den unabänderlich feststehenden Trieben seiner Natur folgt oder imstande ist, sie zu beherrschen und zum Gehorsam gegen die Gebote seiner Einsicht zu zwingen. Nicht nur, daß dieser Begriff da ist, sondern er wächst noch, entwickelt sich zusammen mit dem Leben der Menschen und entfernt sich so allmählich in eben dem Maße von seinen Urfängen, wie sich die menschliche Natur von ihrem Affenursprung entfernt. Nun hat es gewiß für unser wissenschaftliches Denken eine außerordentliche Wichtigkeit, uns von den Nebeln der religiösen Vorstellungen über unsere Entstehung und unsere Verpflichtung im Dasein zu befreien und es ist dies, wie jede Klarheit, willkommene Zugabe zu der Summe der Einsicht, gesetzt auch, daß wir nur die oberste Stufe der animalischen Stufenleiter sind. Aber an der praktischen Seite unserer Lebensaufgabe ändert dies nichts. Im Gegenteil: jede Anforderung an ein vernünftig zu ordnendes, sittlich zu vollbringendes, zu den höchsten Zielen zu erhebendes Leben würde tausendfach dadurch verstärkt und verschärft, denn diese Anforderung gelangt nun direkt an uns und nicht mehr durch Vermittlung eines Wesens, von dem wir abhängig wären.

Ferner sagen die Positivisten: es gibt gar keine an sich gute oder böse Handlungen; wir nennen sie nur so, weil wir von Jugend an gewöhnt sind, gewisse Handlungen als gut, andere als schlecht zu bezeichnen, je nach den Beziehungen, die sie auf uns selbst oder andere haben; je nachdem sie egoistisch oder unegoistisch sind. Es ist sogar möglich, den Prozeß dieser Entwicklung bis nahe an seine ersten Anfänge zu verfolgen, zu sehen, wie die Begriffe des Guten und

Bösen sich gebildet haben, wie bei schon hochzivilisierten Völkern noch für gut, verdienstvoll, ja höchste Tugend galt, was wir jetzt verdammen, z. B. bei den Griechen die Rache. Weiter sagen jene: es gibt keine Pflicht, denn dazu müßte ein absolutes Gesetz von außen oder ein a priori herrschendes Sittengesetz da sein, was beides durch Naturforschung und Geschichte verneint wird.

Ja, aber dennoch entsteht durch die Gewalt der natürlichen und historischen Entwicklung ein Bewußtsein von einer Art zu handeln in uns, die wir Pflicht nennen. So wie Reinlichkeit eine Pflicht ist gegen die Gesundheit, gegen die Schönheit, gegen die Achtung, die man für sich selbst hegt, so ist redlich, aufrichtig, edel handeln eine Pflicht gegen die Reinheit unseres Bewußtseins, gegen den nun einmal in uns gereiften Begriff des Rechts, der Wahrheit, der Redlichkeit. Wenn wir von jedem metaphysischen Grunde des Daseins abstrahieren, wenn wir alles uns bekannte organische Leben nur für eine zufällige chemische Kombination nehmen, so können wir doch nicht leugnen, daß wir gewordenen Tatsachen gegenüberstehen, die uns mit einem Netz von Bänden, von Verpflichtungen, von Vorstellungen umstricken, innerhalb derer unser ganzes Denken und Tun wurzelt und durch die es fortwährend bedingt ist. Wenn es für den noch ganz gorillaähnlichen Menschen keinen Unterschied zwischen gut und böse gegeben, wenn er keine Pflicht gekannt, wenn ihm jede ideale Regung gefehlt hat, so sind wir eben auch jener Mensch nicht mehr. Wir sind etwas anderes, eine im Kampf ums Dasein völlig veränderte Spezies geworden. An sich ist nichts gut oder böse, sagt Hamlet, erst die Gedanken machen es dazu. So haben wir im Laufe der Zeiten Verhältnisse hergestellt, die wir mit Recht als die Schöpfung der Menschheit bezeichnen können, in der sich Rechte, Pflichten, geistige Gesichtspunkte festgestellt haben, die im Urzustande der Menschheit nicht da waren und mit dem natürlichen Menschen nichts gemein haben. Wir können allerdings aus diesem gewordenen Dasein austreten, uns auf eine wüste Insel be-

geben und als Gorilla leben, das steht uns frei. Wir beweisen aber damit nichts. Wir können auch gegen das Sittengesetz, gegen die Verpflichtungen, die ein entwickelter Zustand der Gesellschaft uns auferlegt, protestieren, indem wir Räuber, Mörder, Diebe, Vagabunden werden. Dann können wir es aber der Gesellschaft nicht verargen, wenn sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel ergreift, um gegen diesen Protest ihrerseits zu protestieren und uns in der Weise zu strafen, wie es ihr historisch gewordenen Rechtsbewußtsein erheißt.

Solche Strafe ist nur Abschreckung, sagen jene immer, um ähnliche Handlungen zu verhüten. Ich meine, sie soll auch Strafe sein für die begangene Tat. Gesezt aber auch, sie wäre nur das erstere, so bewiese sie dennoch schlagend, wie weit die Menschheit von der Existenz, wo nur einfache Naturzustände herrschen, entfernt ist; denn, obgleich die Wissenschaft die Unverantwortlichkeit des Menschen festgestellt zu haben meint, da sein Charakter und die ihn beherrschenden Triebe ihm angeboren sind, so wird er doch bestraft, als ob er verantwortlich wäre, weil die Gesellschaft sich Gesetze und Einrichtungen geschaffen hat, gegen deren Übertretung oder Mißbrauch sie sich schützen muß.

Daß alle diese gewordenen Zustände wieder unzähliger Modifikationen fähig sind und im Laufe der Zeiten sich weiter entwickeln werden, wie sie es schon in der Vergangenheit getan haben, versteht sich von selbst. Und daß diese Veränderungen immer mehr das Produkt bewußten Schaffens der Menschen werden zufolge erhöhter Einsicht und festerer Ziele, das ist eben unsere Aufgabe und deshalb gibt uns unsere Entstehung, sei sie auch die, als welche die Positivisten sie bezeichnen, nicht mehr das Recht zum Selbstmord, wohlverstanden: so lange wir noch mitarbeiten können, in uns selbst und an andern das Werk der Welterlösung zu vollziehen. Wir haben, wenn wir auch nur das am höchsten entwickelte der Tiere sind, die Grenze unserer Abstammung mit einer starken Demarkationslinie gezogen und sind Schöpfer unserer

Welt geworden. Das Tier kann nie Schöpfer werden, es erleidet die Naturgesetze; der Mensch aber wird ihrer nach und nach Herr und hat die Aufgabe, sie den Geboten seines Geistes dienstbar zu machen. Und damit ist ihm der Kampfpriß des Daseins bestimmt.

*